

Barbara Umrath

Jenseits von Vereinnahmung und eindimensionalem Feminismus Perspektiven feministischer Gesellschaftskritik heute

„Der Kampf gegen den Terrorismus ist auch ein Kampf für die Rechte und die Würde von Frauen“, betonte Laura Bush, damalige First Lady im Weißen Haus, in einer Radioansprache im November 2001.¹ In Frankreich trat im Frühjahr 2011 ein Gesetz in Kraft, das Vollverschleierung in der Öffentlichkeit verbietet, wobei im Gesetzesantrag ausdrücklich von der „Freiheit von Frauen, keinen Ganzkörperschleier zu tragen“ die Rede ist.² Hierzulande freut sich Kristina Schröder in einer Pressemitteilung des Familienministeriums „ganz besonders“ über „die steigende Zahl der Väter, die mithilfe des Elterngeldes eine Zeitlang im Berufskürzer treten und sich aktiv um ihre Kinder kümmern“.³ Und die ehemalige Familien- und heutige Arbeitsministerin Ursula von der Leyen, unter deren Ägide das damalige Erziehungsgeld durch das Elterngeld ersetzt wurde, macht sich auch in jüngsten Interviews für die Einführung einer festen Frauenquote von 30% in Spitzenpositionen deutscher Unternehmen stark.⁴

Wie diese Entwicklungen, die hier nur exemplarisch angedeutet werden können, aus einer feministischen Perspektive zu verstehen sind, ist seit geraumer Zeit Gegenstand von Auseinandersetzungen – in Zeitschriften und Blogs genauso wie in politischen Gruppen und Uniseminaren. Neben eher auf einzelne Anlässe bzw. Phänomene bezogene Diskussionen – z.B. rund um das Inkrafttreten des Verschleierungsverbotes in Frankreich – finden sich gerade in den letzten Jahren auch Beiträge, die allgemeiner danach fragen, was die skizzierten Entwicklungen in ihrer Gesamtheit für feministische Gesellschaftskritik bedeuten. Wenn Forderungen

1 Die Ansprache findet sich unter <http://www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=24992#axzz1mduGci22> (Zugriff am 17.02.2012).

2 Der Gesetzesantrag findet sich unter <http://www.assemblee-nationale.fr/13/propositions/pion2544.asp> (Zugriff am 17.02.2012).

3 Vgl. die Pressemitteilung des Bundesministeriums vom 04.03.2010 unter <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Presse/pressemitteilungen,did=134080.html> (Zugriff am 17.02.2012).

4 Vgl. das Interview mit von der Leyen in den Potsdamer Neuesten Nachrichten vom 07.02.2012 <http://www.pnn.de/politik/620793/> (Zugriff am 17.02.2012).

wie die nach einer Frauenquote, mit denen man sich noch vor zwanzig Jahren als Radikalfeministin geoutet hätte, heute von einer konservativen Ministerin vertreten werden – hat der Feminismus dann sein Ziel erreicht? Oder ist die zu beobachtende Integration feministischer Forderungen in den politischen Mainstream eher als eine Art ‘feindlicher Übernahme’ und Entradikalisierung zu verstehen? Wenn wir es mit einer Umdeutung feministischer Positionen zu tun haben – wie konnte es zu dieser kommen? Und (wie) kann eine solche Umdeutung künftig verhindert werden?

Ein viel beachteter Beitrag zu dieser Debatte stammt von Nancy Fraser, Professorin für Philosophie und Politikwissenschaft an der *New School for Social Research* und derzeit *Einstein Visiting Fellow* an der Freien Universität Berlin.⁵ In einem 2009 erschienenen Aufsatz mit dem Titel „Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte“⁶ fragt Fraser nach der historischen Bedeutung der Neuen Frauenbewegung, gelangt zur Diagnose einer „heimlichen Wahlverwandschaft“ zwischen feministischer Kritik und Neoliberalismus und fordert Feministinnen zu einer Rückbesinnung auf Ökonomiekritik auf. In diesem Sinne hat Fraser, die als Vertreterin einer neuen, stärker an Jürgen Habermas und Axel Honneth orientierten Generation Kritischer Theorie gilt, jüngst in diversen Vorträgen versucht, die gegenwärtige Krise als Chance für eine gesellschaftskritische (Neu-) Ausrichtung des Feminismus zu verstehen.

Im selben Jahr erschienen wie Frasers Essay wurde auch Nina Powers Buch *One-Dimensional Woman international* rezipiert. Wie der Titel andeutet, greift Power darin auf einen Vertreter der älteren Kritischen Theorie zurück: Mit Hilfe von Herbert Marcuses Begriff der Eindimensionalität kritisiert Power das gegenwärtig dominierende Verständnis von Feminismus als eines bar gesellschaftskritischer Impulse. Weitgehend unbeachtet blieb hingegen Andrea Trumanns *Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus*, das bereits 2002 erschien. In ihrem Buch untersucht Trumann – ebenfalls gestützt auf Überlegungen der älteren Kritischen Theorie – inwiefern die Neue Frauenbewegung zu einer Modernisierung spätkapitalistischer Verhältnisse beigetragen hat.

Alle drei Autorinnen argumentieren, dass der Feminismus nur dann seinen gesellschaftskritischen Impetus zurückgewinnen kann, wenn er sich wieder

5 Frasers Essay wurde in mehrere Sprachen übersetzt. In der deutschsprachigen Diskussion griffen u.a. Frigga Haug (2009), Tove Soiland (2010) und eine Reihe von Artikeln in der Zeitschrift *analyse & kritik* (2011) ihre Thesen auf.

6 Der Aufsatz erschien zunächst in *New Left Review* (56), 2009, 97-117. Eine geringfügig überarbeitete und gekürzte deutsche Übersetzung findet sich in *Blätter für deutsche und internationale Politik* (8), 2009. Da die Übersetzung meines Erachtens einige Passagen anders akzentuiert als das Original, wird im Folgenden auf den englischsprachigen Text zurückgegriffen. Die erste Seitenangabe bezieht sich stets auf den Originaltext, die dahinterstehende auf die deutsche Übersetzung.

stärker polit-ökonomischen Entwicklungen zuwendet. Aufschlussreich ist eine Beschäftigung mit diesen Arbeiten insbesondere, da Fraser, Power und Trumann unter Ökonomiekritik durchaus verschiedenes verstehen und zu unterschiedlichen Einschätzungen der Neuen Frauenbewegung gelangen. Im Folgenden sollen daher zunächst die Überlegungen Frasers und in einem zweiten Teil die an der älteren Kritischen Theorie orientierten Arbeiten Powers und Trumanns dargestellt werden. Abschließend wird diskutiert, welche Ansatzpunkte aber auch Schwierigkeiten für feministische Gesellschaftskritik heute sich mit Hilfe dieser verschiedenen Perspektiven identifizieren lassen.

1. „Heimliche Wahlverwandschaften“ – Die Umdeutung feministischer Kritik im Neoliberalismus

In ihren jüngsten Arbeiten setzt sich Nancy Fraser mit dem Verlauf der Neuen Frauenbewegung, deren Verhältnis zum Neoliberalismus sowie feministischen Perspektiven in einer möglichen post-neoliberalen Konstellation auseinander. Um zu einer Einschätzung des Gesamtverlaufs der Neuen Frauenbewegung zu gelangen, diskutiert sie deren Entwicklung mit Blick auf drei verschiedene Phasen kapitalistischer Gesellschaft. Die erste Phase, die Fraser als entscheidend für die Entwicklung feministischer Kritik ansieht, bezeichnet sie als „staatlich organisierten Kapitalismus“. Dieser folgt in Frasers Periodisierung eine zweite Phase der neoliberalen Transformation des Kapitalismus. In der derzeitigen Krise und den bisweilen dezidiert keynesianischen Krisenbewältigungsmaßnahmen diverser Staaten sieht Fraser Anzeichen für den Beginn einer dritten, post-neoliberalen Phase (Fraser 2009: 97/43).

In der ersten Phase war der emanzipatorische Charakter der Neuen Frauenbewegung aus Frasers Sicht eindeutig. Die Neue Frauenbewegung habe in ihren Anfängen eine strukturelle Gesellschaftskritik bzw. eine systemische Kritik kapitalistischer Gesellschaft entwickelt (Fraser 2009: 97,107/44), was Fraser daran festmacht, dass feministische Kritik sowohl der materiellen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern als auch den politischen und kulturellen Dimensionen von Frauenunterdrückung galt (Fraser 2009: 103f./46f.). Damit hätten Feministinnen sowohl die Grenzen des Marxismus mit seiner Beschränkung auf die Ökonomie, wie auch die des Liberalismus mit seiner Fixierung auf das Recht überwunden. Anstatt zu versuchen, Ökonomie, Politik und Kultur auseinander „abzuleiten“ oder das eine als durch das andere determiniert zu verstehen, hätten Feministinnen einen umfassenden und integrierenden Begriff von (Un-)Gerechtigkeit entwickelt. Über anderweitige Differenzen hinweg hätten die verschiedenen feministischen Strömungen darin übereinstimmend, dass die

vielfältigen Erscheinungsformen von Frauenunterdrückung „systemisch und in den Tiefenstrukturen der Gesellschaft begründet“ seien, weshalb „eine radikale Transformation der gesellschaftlichen Tiefenstrukturen insgesamt erforderlich sei, um die Unterordnung der Frauen zu überwinden“ (Fraser 2009: 103f./46f.). Die zentrale Leistung dieser frühen feministischen Kritik sieht Fraser demnach darin, das Verständnis von (Un-)Gerechtigkeit erweitert und zugleich eine weitreichende Analyse und Kritik der untergeordneten Stellung von Frauen im staatlich organisierten Kapitalismus entwickelt zu haben (Fraser 2009: 105/47).

Im Rückblick lasse sich jedoch erkennen, dass die Geburtsstunde der Neuen Frauenbewegung bereits in eine Zeit fällt, in der dieser staatlich organisierte Kapitalismus allmählich einer neuen, neoliberalen Form des Kapitalismus Platz macht. Wie Fraser betont, veränderte sich damit das gesellschaftliche Terrain, innerhalb dessen die feministische Bewegung agierte, in grundlegender Weise. Zunächst schienen diese Veränderungen der Frauenbewegung gut zu bekommen: Aus der kleinen, radikalen Bewegung von Ende der 1960er Jahre wurde eine breite Massenbewegung. Feministische Ideen fanden zunehmende Verbreitung und Akzeptanz. In dem Maße, wie die neoliberale Transformation der Gesellschaft voranschritt, wurden jedoch Wünsche, Ideale und Forderungen, die zu Zeiten des staatlich organisierten Kapitalismus eine eindeutig emanzipatorische Stoßrichtung besessen hatten, ambivalent bzw. erfuhren eine Umdeutung, die nicht selten den ursprünglichen Intentionen zuwider lief (Fraser 2009: 107f., 113/49f., 54). Ziele beispielsweise die feministische Kritik an einem auf Verteilungsfragen beschränkten Verständnis von (Un-)Gerechtigkeit im Kontext des staatlich organisierten Kapitalismus eindeutig auf eine Erweiterung des Gerechtigkeitsbegriffs, bekam diese Kritik eine merkwürdige Resonanz in Zeiten, in denen das Verdrängen jeglicher Erinnerung an soziale Gleichheit (noch weitgehend unbemerkt) zum Gebot der Stunde geworden war (Fraser 2009: 108f./50f.). Ähnlich erging es Fraser zu Folge der feministischen Kritik am androzentrischen und bürokratischen Charakter staatlicher Wohlfahrts-, Beschäftigungs- und Entwicklungspolitik. Diese wurde umgedeutet in eine Ablehnung staatlicher Regulierung per se und ein Plädoyer für die Ausdehnung von Marktmechanismen, in denen feministische Ideale wie Bottom-Up, Partizipation und Empowerment realisiert scheinen (Fraser 2009: 111f./52f.).

Feministische Kritik hat laut Fraser jedoch nicht nur eine Umdeutung „von außen“ erfahren. Anknüpfend an ihre Arbeiten aus den 1990er Jahren zum Verhältnis von Umverteilung und Anerkennung kritisiert Fraser, dass sich im gleichen Zeitraum auch *innerhalb* der feministischen Diskussionen selbst eine Verschiebung weg von einem umfassenden Verständnis von (Un-)Gerechtigkeit und gesellschaftlichem Veränderungsbedarf hin zu einem kulturalistisch verengten Verständnis beobachten lasse. Just zu dem Zeitpunkt also, zu dem die Thematisierung von Verteilungs(un-)gerechtigkeit nötiger denn je gewesen wäre,

begannen große Teile der Frauenbewegung, ihr Hauptaugenmerk auf Fragen der Identität, Differenz und Anerkennung zu legen (Fraser 2009: 108f./50f.). Diese Entkoppelung von Sozial- und Kulturkritik begünstigte Fraser zu Folge das selektive Aufgreifen feministischer Positionen (Fraser 2009: 99/44).

Mit der gegenwärtigen Krise, in der sich einzelne Staaten auf dezidiert keynesianische Maßnahmen zurückbesinnen, scheint sich für Fraser eine weitere Phase umfassender gesellschaftlicher Transformation anzukündigen. In ihren Beiträgen weist sie darauf hin, dass die konkrete Gestalt dieser potentiellen post-neoliberalen Gesellschaft Gegenstand heftigster Auseinandersetzungen sein wird – wobei der Feminismus auf zweierlei Weise eine Rolle spielen wird. So fungiere Feminismus heute zum einen als allgemeiner Diskurs der Geschlechtergerechtigkeit, der „das Gute“ repräsentiert und relativ beliebig für die Legitimierung unterschiedlichster Praxen herangezogen werden kann. In Abgrenzung dazu geht es Fraser um eine Re-Aktivierung von Feminismus als einer sozialen Bewegung, die für die Realisierung von (Geschlechter-)Gerechtigkeit in der post-neoliberalen Konstellation eintritt.

Im kritischen Rückblick auf vierzig Jahre Neue Frauenbewegung gewinnt Fraser Ansatzpunkte dafür, wie sich verhindern lasse, dass feministisches Handeln in letzterem Sinne erneut und ungewollt einer bloßen Modernisierung ungerechter Verhältnisse entgegenkommt. Insofern die Umdeutung feministischer Kritik Fraser zu Folge entscheidend damit zusammenhängt, dass Feministinnen in der Vergangenheit nicht hinreichend den gesellschaftlichen Kontext ihres Handelns reflektierten, sieht sie einen entscheidenden Schritt in der Entwicklung eines stärkeren Bewusstseins für die konkrete historische Situation (Fraser 2009: 113f./54f.). Mit einem derart geschärften Blick lasse sich denn auch die Existenz einer „heimlichen Wahlverwandtschaft“ zwischen Feminismus und Neoliberalismus erkennen, die in der beiden gemeinsamen Kritik an traditioneller Autorität zu sehen sei. Als Kritik an personalisierter Abhängigkeit gehöre diese zu den zentralen Themen des Feminismus und besitze nach wie vor ihre Berechtigung und Notwendigkeit. Was Feministinnen jedoch nicht hinreichend reflektiert hätten sei, dass traditionelle Autorität in bestimmten Phasen auch anderweitig unter Beschuss gerate. Dann nämlich, wenn traditionelle Autorität als Bestandteil der historischen Einbettung von Märkten zum Hindernis kapitalistischer Expansion wird und einer Ausdehnung ökonomischer Rationalität über die wirtschaftliche Sphäre hinaus im Wege steht (Fraser 2009: 114f./55). Existieren also in puncto Kritik an traditioneller Autorität gewisse Schnittmengen zwischen Feminismus und Neoliberalismus, finden diese Gemeinsamkeiten jedoch ein schnelles Ende, wendet man sich post-traditionellen Formen geschlechtlicher Über- und Unterordnung zu. Anders als Feministinnen habe der Neoliberalismus nämlich nicht nur *kein* Problem mit einer Unterordnung von Frauen, die aus strukturellen oder systemischen Prozessen erwächst, in denen die Handlungen zahlreicher Menschen

abstrakt oder unpersönlich vermittelt sind. Solche marktvermittelten Prozesse der Unterordnung seien vielmehr gerade das, worauf der Neoliberalismus basiere. Folglich ergibt sich für Fraser hier der Ansatzpunkt, mit Hilfe dessen Feministinnen sich von ihrem „unheimlichen Double“ abgrenzen können: Nötig sei in der gegenwärtigen Situation, dass Feministinnen die Kritik an solchen marktvermittelten Formen der Unterordnung ins Zentrum stellen. Die Kämpfe gegen personalisierte Abhängigkeiten müssten wieder mit einer Kritik des Kapitalismus verbunden werden, der sich zwar mitunter emanzipatorisch gebare, tatsächlich aber lediglich personalisierte durch abstrakte bzw. marktvermittelte Abhängigkeitsverhältnisse ersetze (Fraser 2009: 114f./55f.). Dadurch, so Fraser, ließe sich auch die von ihr kritisierte kulturalistische Verengung des Feminismus überwinden und an den frühen, umfassenden Begriff von (Un-)Gerechtigkeit anknüpfen.

Wie in ihren älteren Arbeiten zum Verhältnis von Umverteilung und Anerkennung plädiert Nancy Fraser damit auch in ihren jüngsten Vorträgen für einen Feminismus, der zugleich Ökonomiekritik ist. Um die gegenwärtige Krise und eine mögliche post-neoliberale Gesellschaft zu fassen, greift Fraser auf Karl Polanyis Studie *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen* zurück.⁷ Polanyi habe darauf aufmerksam gemacht, dass der klassische liberale Kapitalismus des 19. Jahrhunderts einen entscheidenden Bruch im Verhältnis von Ökonomie und Gesellschaft markierte: Wären Märkte bis dahin stets historisch eingebettet gewesen und damit gewissen ethischen und sozialen Normen unterlegen, habe der Liberalismus eine Freisetzung der Märkte vorangetrieben – mit fatalen Konsequenzen für Mensch, Natur und Geldsystem. Gegen eine derartige Entbettung von Märkten und die damit verbundenen Folgen, so Frasers Lesart von Polanyi, habe dieser für die politische Regulierung von Märkten plädiert.

Der Neoliberalismus erscheint bei Fraser als Wiederkehr des von Polanyi beschriebenen klassisch liberalen Credo von den Selbstregulierungskräften des Marktes. Dieser habe die nach 1945 in den Abkommen von Bretton Woods festgeschriebene politische „Zähmung“ von Märkten aufgekündigt und damit u.a. einen kontinuierlichen Abbau sozialer Sicherungssysteme in Gang gesetzt. Dass diese wohlfahrtsstaatlichen Regelungen aus feministischer Perspektive durchaus kritikwürdig waren, da sie dazu tendierten, Männer materiell besser zu stellen und

7 Im Folgenden beziehe ich mich auf ein unveröffentlichtes Manuskript mit dem Titel „Can Society Be Commodities. All the Way Down?“ zu einem Workshop in New York im Dezember 2011 sowie auf Frasers dreiteilige Vorlesung „A Polanyian Feminism? Re-Reading The Great Transformation in the 21st Century“, gehalten als *Humanitas Visiting Professor of Women's Rights* im März 2011. Letztere ist als Video-Mitschnitt abrufbar unter <http://www.crassh.cam.ac.uk/events/1534/> (Zugriff am 16.11.2011).

Frauen zu abhängigen Konsumentinnen einer Wohlfahrtsbürokratie zu degradieren, hat Fraser in ihren älteren Arbeiten ausführlich dargestellt (vgl. Fraser 1994). Das Ziel feministischer Politik heute könne daher kein simples „Zurück-zum-Wohlfahrtsstaat-alter-Prägung“ sein. Gleichzeitig weisen Frasers Feminismus und ihre Ökonomiekritik deshalb noch lange nicht über die bürgerliche Gesellschaft hinaus. Vielmehr liegt das Problem aus der Sicht von Fraser vor allem in der Ent-Bettung von Märkten, die sie als Freisetzung von lebensweltlichen Normen interpretiert. Erst wenn die ökonomische Rationalität von ihrer Begrenzung auf die Wirtschaft im engeren Sinne (wo sie durchaus ihre Berechtigung zu haben scheint) auf andere gesellschaftliche Sphären übergreift erhebt Fraser Einwände. Frasers Version einer Kapitalismuskritik zeigt sich damit in weiten Zügen als feministische Fortführung der Habermas'schen Kritik an der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ im Spätkapitalismus und teilt mit dieser einen versöhnlichen Blick auf die bürgerliche Gesellschaft.⁸ Die Utopie des Fraser'schen Feminismus ist eine Marktwirtschaft, die eingebettet ist in die politische Kultur eines geschlechtergerechten, demokratischen Sozialstaates, der dem Wohle aller dient. Inwiefern der ungebrochene Imperativ der Kapitalakkumulation eine solche Utopie immer wieder desavouieren muss, reflektiert Fraser nicht. Da Fraser Ökonomie primär als Frage von Verteilungs(un)gerechtigkeit auffasst, betreibt sie so genannte Kapitalismuskritik, ohne eine prinzipielle Kritik an Warenform, Markt und bürgerlichem Staat zu formulieren.

Festgehalten werden kann, dass Fraser als zentrales Problem feministischer Kritik die unzureichende Reflexion auf den gesellschaftlichen Kontext ausmacht. Dadurch konnte die feministische Kritik an personalisierten Abhängigkeitsverhältnissen zur Legitimierung des neoliberalen Angriffs auf die Individuen bevormundende soziale Sicherungssysteme herangezogen werden. Ihre eigene Aufgabe als kritische Theoretikerin sieht Fraser darin, auf derartige Schwächen feministischer Kritik aufmerksam zu machen und so zu einer Neuausrichtung der Bewegung beizutragen. Mit ihren Arbeiten geht es Fraser also um Aufklärung und kritisch-solidarische Intervention in soziale Bewegungen wie die Frauenbewegung. Um wieder zu einer gesellschaftskritischen Kraft zu werden, müssen Feministinnen Fraser zu Folge also nur anfangen, die Verschiebung weg von personalisierten hin zu versachlichten Abhängigkeitsverhältnissen angemessen zu reflektieren und ins Zentrum ihrer Kritik zu stellen.

8 Auch hier knüpft Fraser an ihre früheren Arbeiten an. So wirft Fraser in ihrem Aufsatz „Was ist kritisch an der Kritischen Theorie? Habermas und die Geschlechterfrage“ diesem zwar vor, dass er nicht hinreichend berücksichtige, inwiefern Macht in Gestalt eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses auch der Lebenswelt innewohne. Prinzipielle Einwände gegen eine (analytische) Trennung von System und Lebenswelt hat Fraser jedoch nicht formuliert.

2. Feministische Anschlüsse an die frühe Kritische Theorie

Die Frage, was einer Reflexion von Abhängigkeitsverhältnissen – ob personalisierter oder versachlichter Art – auf Seiten der Subjekte im Wege stehen könnte, d.h. die Frage, wie sich gesellschaftliche Verhältnisse ins Subjekt vermitteln und eine Kritik solcher Verhältnisse dadurch erschweren, wenn nicht gar verhindern, taucht bei Nancy Fraser an keiner Stelle auf. Für die Entstehung oder eben auch das Ausbleiben gesellschaftskritischer Bewegungen spielt diese jedoch eine entscheidende Rolle. Insofern die frühe Kritische Theorie ihren Blick auf Veränderungen des Subjekts und dessen Charakterstrukturen gerichtet hat, kann sie entscheidend zur Erhellung dessen beitragen, was bei Fraser eine Leerstelle bleibt.

Die Arbeiten von Andrea Trumann und Nina Power schließen aus einer feministischen Perspektive an die frühe Kritische Theorie an. Dabei bezieht sich Trumann zum einen auf Andrea Maihofer, die in ihrer Auseinandersetzung mit der *Dialektik der Aufklärung* die männliche Struktur des modernen Subjekts herausgearbeitet hat. Zum anderen greift Trumann die Beobachtungen Herbert Marcuses und Frank Böckelmanns zum „Veralten“ des autoritären Charakters auf. Im Folgenden werden daher zunächst knapp die Überlegungen Maihofers einerseits, diejenigen Marcuses und Böckelmanns andererseits vorgestellt, bevor dann gezeigt wird, wie Andrea Trumann und Nina Power diese für eine Einschätzung der Bedeutung der Neuen Frauenbewegung bzw. eine Diagnose des gegenwärtig zirkulierenden Verständnisses von Feminismus fruchtbar machen.

2.1 Die „männliche“ Struktur des modernen Subjekts

Wie Andrea Maihofer in ihrem Buch *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz* herausgearbeitet hat, beschreiben Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* das moderne Subjekt als bürgerlich und strukturell männlich (Maihofer 1995: 109).⁹ Gemeint ist damit weitaus mehr, als dass Frauen lange Zeit – ungeachtet des bürgerlichen Bekenntnisses zu Gleichheit und Freiheit – der Status voller Bürgerinnen vorenthalten wurde. Vielmehr erweist sich Subjekt-Sein als eine spezifische Form des Selbst-Verhältnisses, wobei diese spezifische Form des Selbst-Verhältnisses zugleich ein zentrales Element in der Konstitution von (herrscher) Männlichkeit darstellt (Maihofer 1995: 133f.).

9 Um zu zeigen, dass das moderne Subjekt strukturell männlich ist, greift Maihofer jedoch nicht nur auf Gedanken der *Dialektik der Aufklärung* zurück, sondern auch auf den späten Michel Foucault und ein breites Spektrum von Arbeiten aus der Frauen- und Geschlechterforschung, mit deren Hilfe sie das rekonstruiert, was sie den „bürgerlich hegemonialen Geschlechterdiskurs“ nennt.

Am Beispiel des Odysseus zeigen Adorno und Horkheimer, dass ein Subjekt zu sein bedeutet, „Herr seiner selbst zu sein, ein Verhältnis der Herrschaft in sich selbst über sich selbst zu errichten“ (Maihofer 1995: 113). Dies erfordert zweierlei: Zum einen die Unterdrückung von Trieben, der „inneren Natur“, was insbesondere bedeutet, Herr der eigenen (sexuellen) Lüste zu werden. Zum anderen die Verdrängung von Gefühlen und emotionalen Bindungen. „Das zum Subjekt werdende Individuum spaltet also einen Teil seiner selbst (Triebe, Gefühle) von sich ab und macht diesen zum Gegenstand der Kontrolle sowie zum Objekt seiner Beherrschung“ (Maihofer 1995: 113).

Unterworfen wird dabei zweierlei: Ein Teil des Selbst, aber auch das, was gerade nicht als Teil des Selbst, was als Äußeres erscheint. Anders formuliert, die „für das moderne Subjekt konstitutive Dialektik von Herrschaft und Unterwerfung“ kennzeichnet nicht allein das individuelle Verhältnis zu sich selbst, sondern überhaupt das Verhältnis zur Welt“ (Maihofer 1995: 115). Das bedeutet, unterworfen wird nicht nur ein Teil der eigenen Person und der „inneren Natur“, sondern zugleich äußere Personen und die „äußere Natur“. Die Konstitution des Subjekts in der Selbst-Beherrschung ist somit gleichermaßen Ausdruck von Souveränität wie von Unterwerfung unter das Gesetz und vollzieht sich gleichermaßen in der Unterwerfung anderer wie in der Errichtung eines Verhältnisses der Herrschaft über sich selbst in sich selbst.

Dieses für das moderne Subjekt charakteristische Verhältnis zu sich selbst und zur Welt, so Maihofer, wird von Adorno und Horkheimer als das des herrschenden (bürgerlichen) Mannes verstanden. Für Frauen mögen zwar ähnliche Tugenden gelten, auf Grund ihrer Abhängigkeit und niedrigeren gesellschaftlichen Stellung ist ihre Selbst-Beherrschung jedoch immer zugleich auch von außen erzwungen.¹⁰ Die *Dialektik der Aufklärung* schließt damit aber nicht grundsätzlich aus, dass Frauen (wie auch nicht-bürgerliche Männer) Subjekte werden, d.h. das für Subjekte charakteristische Selbst- und Weltverhältnis entwickeln. So wird im Exkurs zu de Sade an einer Stelle die zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen beschrieben und in diesem Zuge allen Menschen – nicht länger nur dem bürgerlichen Herrn Odysseus – die Entwicklung eines rationalen, kalkulierenden Verhältnisses zum eigenen Körper und seinen Lüsten attestiert (Adorno/Horkheimer 2006: 115).

10 Hinweise hierauf finden sich in der Odyssee in der Figur der Penelope und dem Schicksal der Mägde. Wie Adorno und Horkheimer bemerken, repräsentiert Penelope das Eigentum des Odysseus in dessen Abwesenheit und wird deswegen von Freiern bedrängt (Adorno/Horkheimer 2006: 81f.). Dass die Treue, die sie ihrem Gatten hält, nur bedingt auf Selbst-Beherrschung zurückgeführt werden kann, zeigt das Schicksal der Mägde, die sich mit den Freiern eingelassen haben. Diese bezahlen nach Odysseus Rückkehr – ebenso wie die Freier selbst – mit dem Tod (Adorno/Horkheimer 2006: 86f.).

Ehemals ein Vorrecht herrschender Männer erscheint das Subjekt als spezifisches Selbst- und Weltverhältnis hier bereits tendenziell demokratisiert – als klassen- und geschlechterübergreifend realisiert –, wobei seine Struktur jedoch dieselbe geblieben ist und insofern als „bürgerlich-männlich“ bezeichnet werden kann.

2.2 Veränderungen der Charakterstruktur des modernen Subjekts: Vom autoritären Charakter zur „schlechten Aufhebung der autoritären Persönlichkeit“

Das moderne, männliche Subjekt konstituiert sich wie dargestellt über Selbst-Beherrschung und Triebverzicht. Welche konkreten Formen diese annehmen, ist jedoch abhängig von gesellschaftlichen Entwicklungen. So lassen sich die verschiedenen Studien zum autoritären Sozialcharakter, die in den 1930er und 1940er Jahren von MitarbeiterInnen des Instituts für Sozialforschung realisiert wurden, als eine historische Präzisierung der Strukturen des männlichen Subjekts für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts lesen. Eine zentrale Rolle bei der Ausbildung der autoritären Charakterstruktur spielt die vom Vater dominierte Familie: Mit der Anerkennung der als Naturtatsache erscheinenden physischen wie ökonomischen Übermacht des Vaters und der Unterordnung unter dessen Gebote – die entsprechend der rigiden bürgerlichen Sexualmoral vor allem eine Verdrängung von Triebregungen zum Inhalt haben – lernt das Kind zugleich, gesellschaftliche Verhältnisse als gegeben und unveränderbar anzuerkennen und sich diesen einzufügen (Horkheimer 1987: 51f.). Die Verdrängung verpönter Triebregungen führt zur Ausbildung einer sado-masochistischen Charakterstruktur, die Lust gewinnt aus der eigenen Unterwerfung wie der Unterwerfung anderer (Fromm 1987: 94f., 110ff.). Wo Versagung und Leiden als lustvoll erlebt werden, liegt es nahe, dass die Subjekte gegen Verhältnisse, die ihnen solche Versagungen und Leiden auferlegen, nicht aufbegehren.

Inwiefern für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts noch vom autoritären Charakter als vorherrschenden Sozialcharakter ausgegangen werden kann bzw. ob dieser nicht eher durch einen neuen Charaktertypus abgelöst wurde, wurde von den Vertretern der frühen Kritischen Theorie an verschiedenen Stellen immer wieder thematisiert – am nachdrücklichsten wohl von Herbert Marcuse in seiner Studie *Der eindimensionale Mensch*. Dort beschreibt Marcuse einen grundlegenden Wandel der Mechanismen sozialer Kontrolle, die nicht länger über Verzicht und Versagung, sondern vielmehr über Konsum und sexuelle Liberalisierung funktionieren würden. Diese von Marcuse beschriebenen Tendenzen verdichtet Frank Böckelmann, damals Aktivist in der *Subversiven Aktion*, zur These von der schlechten Aufhebung der autoritären Persönlichkeit. Böckelmann kommt, gerade weil er an der grundlegenden Einsicht der frühen Kritischen Theorie von der

gesellschaftlichen Vermittlung psychischer Strukturen festhält, zu dem Schluss, dass die Annahme einer durch Sexualverdrängung, Verzicht und Unterwerfung in der Familie geprägten autoritären Charakterstruktur als veraltet gelten muss. Kennzeichnend für die Gesellschaft der 1960er Jahre sind laut Böckelmann objektive Überproduktion und das Ende von Konkurrenzverhältnissen in einem zunehmend verwalteten Kapitalismus (Böckelmann 1987: 32f., 40ff.). Damit zusammenhängend würden die für die autoritäre Persönlichkeit typischen starren Charakterzüge eine „Abschleifung“ erfahren (Böckelmann 1987: 39). Zwar zeichne sich auch der neue vorherrschende Charakter durch Ich-Schwäche aus, diese sei aber nicht mehr Ergebnis eines strengen, strafenden Über-Ichs als vielmehr Ausdruck von Identitätsdiffusion (ebd.: 52ff.).¹¹ War ein zentrales Merkmal des klassisch autoritären Charakters die durch die patriarchale Familie vermittelte Internalisierung von (sexuellem) Verzicht, bekomme der neue Charaktertypus „seine Bedürfnisse permanent erfüllt, jedoch auf unbefriedigende Art und Weise. Er jage gehetzt dem Neuen nach und verlange ständig nach neuen Befriedigungen, die sich durch Konsum und ständig wechselnde oberflächliche sexuelle Kontakte aber immer nur kurzfristig erfüllen ließen“ (Trumann 2002: 36).

2.3 Weibliche Subjektbildung zwischen (affirmativer) Kritik und Eindimensionalität

Die „eindimensionale Frau“, die Nina Power in ihrem gleichnamigen Essay beschreibt, weist frappierende Übereinstimmungen mit den von Böckelmann beschriebenen Charakterzügen auf: Ihre Emanzipation findet ihren Ausdruck im Besitz teurer Handtaschen, eines Vibrators, eines Jobs, eines Apartments und eines Mannes (Power 2009: 1). Nicht Lust- und Konsumfeindlichkeit, wie sie noch das Bild der lila-Latzhosen-tragenden, keinen-Spaß-verstehenden Männerhasserin prägten, sondern der selbstbewusste Griff nach dem, was frau will (Schokolade, Handtaschen, Männer) gelte heute als feministisch (Power 2009: 29ff.). Dieses veränderte Image des Feminismus zeichnet Power u.a. an Hand von Film und Fernsehen, feministischen Positionen zu Pornografie, der Gestalt Sarah Palins und Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt nach. So porträtierten Serien wie *Sex and the City* „emanzipierte“, unabhängige moderne Frauen, die zugleich stets auf der alten, „romantischen Suche nach Mr. Right sind (Power

11 Diesen neuen, post-autoritären Charakter bezeichnet Böckelmann bisweilen als narzisstisch und nimmt damit Mitte der 1960er Jahre Diagnosen vorweg, wie sie später die Autoritarismusforschung formulieren wird. So stimmen AutoritarismusforscherInnen heute überein, dass der „autoritäre Charakter“ als vorherrschender Sozialcharakter tendenziell durch den „narzisstischen“ bzw. „charakterlosen Charakter“ abgelöst worden ist.

2009: 41f.). Und Bücher, die ihr deutschsprachiges Pendant in Titeln wie *Wir Alphamädchen: Warum Feminismus das Leben schöner macht* haben, propagieren Feminismus als Programm, mit dessen Hilfe sich mehr aus dem eigenen Leben machen lässt. Was Power mit dem Stichwort der Eindimensionalität kritisiert, ist dieses Verständnis von Feminismus als ein „Sich-besser-fühlen-Programm“, das kollektiver, gesellschaftsverändernder Perspektiven entbehrt (Power 2009: 27ff.). Powers Schwerpunkt liegt damit bei den gegenwärtig zirkulierenden Diskursen über Feminismus, denen sie einen Verlust an politisch-gesellschaftlicher Vorstellungskraft und Kritikfähigkeit bescheinigt.

Demgegenüber geht Andrea Trumann in ihrem Buch *Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus* zu den Anfängen der Neuen Frauenbewegung zurück und setzt sich kritisch mit deren Diskussionen und Praxen auseinander. Trumann zeigt, inwiefern eine Bewegung, deren erklärtes Ziel die Emanzipation der Frau war, Anteil hatte an der Konstituierung eines post-autoritären weiblichen Subjekts, das sich als bestens an die veränderten gesellschaftlichen Anforderungen des Spätkapitalismus angepasst herausstellt. Anders als Fraser und Power erscheint Trumann also bereits der Feminismus der 1960er und 1970er Jahre problematisch: Die „List der Geschichte“ besteht für sie darin, dass die Neue Frauenbewegung weniger zu einer Überwindung von Herrschaft beitrug, als vielmehr zu ihrer Internalisierung. Im Kontext der Frauenbewegung eigneten sich Frauen ein ehemals Männern vorbehaltenes, herrschaftsförmiges Selbst- und Weltverhältnis an – wobei dies kaum kritisch reflektiert, sondern als Erfolg verstanden wurde (Trumann 2002: 36). Insofern ließe sich sagen, dass die von Power mit Blick auf den heutigen Feminismus konstatierte Eindimensionalität für Trumann bereits in den frühen feministischen Analysen und Praxen angelegt ist.

Als grundlegende Schwäche der Neuen Frauenbewegung macht Trumann ein unzureichendes Gesellschaftsverständnis aus, das weite Teile der Neuen Frauenbewegung prägte. So war für die Neue Frauenbewegung die Forderung nach Selbstbestimmung zentral – in sexuellen und fortpflanzungsbezogenen Belangen genauso wie in Fragen der Erwerbstätigkeit. Dabei wurde Selbstbestimmung, wie Trumann zeigt, vor allem als individuelle Entscheidungsfreiheit verstanden. Dass diese jedoch ihre Grenzen an gesellschaftlichen Reproduktionsbedingungen findet, welche die Grundlage jeglicher individueller Entscheidungen bilden, wurde kaum reflektiert (Trumann 2002: 12). Entsprechend wurden Macht und Herrschaft vor allem als Beschränkungen verstanden, die Individuen von außen auferlegt werden und diesen die Vorstellung von einem autonomen, selbstbestimmten Subjekt entgegen gehalten (Trumann 2002: 47f.). Im Zentrum feministischer Kritik stand somit nicht der von Andrea Maihofer beschriebene herrschaftsförmige Charakter dieses Subjekts, sondern die Einforderung des vollen Status als Subjekt für Frauen: „Das Verlangen nach einem spezifischen

Verhältnis zu sich selbst, einstmals Vorrecht der Männer, wurde nun von den Frauen als ihr ureigenstes Anliegen entdeckt“ (Trumann 2002: 85).

Zentraler Bestandteil dieses spezifischen Selbst- und Weltverhältnisses ist, wie Maihofer mit Bezug auf die *Dialektik der Aufklärung* zeigte, die Herrschaft über die „innere Natur“. Im modernen Geschlechterdiskurs, der sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelte, galt die Frau jedoch „aufgrund ihrer Geschlechtlichkeit als Naturwesen [...], das sich primär durch seine Gebärfähigkeit auszeichnet“ (Maihofer 1995: 160). Während der Mann „nur akzidentell durch seine Geschlechtlichkeit bestimmt“ (Maihofer 1995: 161) schien und seine „Natur“ beherrschen konnte, galt die Frau als ihrer „Natur“ ausgeliefert. Anders ausgedrückt: Eine unbeherrschbar erscheinende „weibliche Natur“ schob sich immer wieder zwischen Frauen und ihr Begehren, männliches, selbst-beherrschtes Subjekt zu werden. Erst im Laufe des 20. Jahrhunderts veränderten sich diese Bedingungen nachhaltig: Die zuvor als weitgehend unkontrollierbar geltende Gebärfähigkeit wurde durch zunehmendes Wissen um Methoden der Empfängnisverhütung beherrschbar. Damit veränderten sich die Möglichkeiten von Frauen, ihre „innere Natur“ zu beherrschen, ganz entscheidend – und zwar lange vor der Entstehung der Neuen Frauenbewegung.¹² Gleichzeitig blieben Frauen jedoch hinsichtlich des faktischen Gebrauch dieser Möglichkeiten – die immer zugleich Möglichkeiten der Selbst-Disziplinierung sind – weiterhin abhängig: In Gestalt des § 218 behielt sich der Staat ein Mitspracherecht in Sachen Abtreibung vor, die Medizin – und damit die Entwicklung von sowie der Zugang zu Verhütungsmethoden – wurde von Männern dominiert.

Gegen diese Einmischung durch und Abhängigkeit von Männern richtete sich der Protest der Neuen Frauenbewegung – und das sicher nicht zu Unrecht. In der Tat ist – um nur ein Beispiel zu nennen – nicht einzusehen, warum der Staat (mit)entscheiden sollte, ob eine Frau ein Kind austrägt oder nicht. Trumann problematisiert jedoch nachdrücklich, dass eine solche zweifellos berechtigte Kritik ein weitgehendes Einverständnis mit den gesellschaftlichen Anforderungen an Individuen keineswegs ausschließt. So verwehrte sich die Neue Frauenbewegung – wie Trumann an Hand von deren Forderungen, Diskussionen und Praxen zeigt – zwar gegen eine klar als solche ersichtliche autoritäre Bevormundung

12 Die Diskussionen um Geburtenrückgang und die Entwicklung moderner Methoden der Empfängnisverhütung wie Kondome und Pessare zeigen, dass sich die Voraussetzungen hierfür bereits Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts entscheidend geändert hatten. Allerdings war die ein planendes, rationales Verhältnis zu ihrem Körper entwickelnde Frau in diesen Debatten eher als Schreckgespenst präsent, bedrohte sie doch die heimelig-beruhigende Vorstellung vom emotionalen, sanften, alles für Kind und Mann gebenden Weiblichen (Bergmann 1985: 174ff.).

durch Dritte. An den Vorstellungen dessen, was als feministische Sexualität oder Empfängnisverhütung verstanden wurde, wird jedoch deutlich, dass diese weniger Kritik an der für die „männliche“ Struktur des Subjekts charakteristischen Selbstdisziplinierung und dem damit eingehenden Leistungsdenken, denn vielmehr deren selbstbestimmte und lustvolle Aneignung bedeuteten. So wurde dem „Männermythos vaginaler Orgasmus“ und dem Bild der passiven Penetration eine als aktiv verstandene, ebenfalls orgasmusfixierte klitorale Sexualität entgegen gehalten (Trumann 2002: 42f.). Die männerdominierte Gynäkologie und konventionelle Verhütungsmethoden wie die Pille wurden als patriarchale Zugriffe auf Frauenkörper kritisiert, denen eine selbstbestimmte, nicht-entfremdete Aneignung des eigenen Körpers entgegen gesetzt wurde – wozu ganz selbstverständlich Geburtenkontrolle zählt. Eine Reflexion darauf, inwiefern das subjektiv mehr als nachvollziehbare Interesse an Kontrolle über die eigene Gebärfähigkeit mit dem gesellschaftlichen Interesse an ungebundenen, frei verfügbaren Arbeitskräften konvergiert, fand dagegen kaum statt. Ebenso wenig wurde reflektiert, inwiefern gerade die als feministische Verhütungsmethode par excellence geltende Temperaturmethode eine eben nicht fremd-, sondern ganz und gar selbstbestimmte, dafür aber nur um so wirksamere extreme Disziplinierung des eigenen Körpers und des täglichen Rhythmus erforderte und einübte (Trumann 2002: 89ff.).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich bei Power eine treffende Beschreibung des gegenwärtigen, eindimensionalen Verständnisses von Feminismus findet. Trumann weist darauf hin, dass dieser „eindimensionale Feminismus“ keineswegs in bloßem Gegensatz zur Neuen Frauenbewegung zu verstehen ist. Vielmehr zeigt Trumann, wie bereits den frühen feministischen Analysen und Praxen eine gewisse Eindimensionalität innewohnte, insofern diese die Struktur des bürgerlichen Subjekts nicht prinzipiell kritisierten, sondern sich an die feministische Aneignung dieses ehemals Männern vorbehaltenen Selbst- und Weltverhältnisses machten.

3. Zu möglichen Perspektiven feministischer Gesellschaftstheorie und Gesellschaftskritik heute

Abschließend soll diskutiert werden, welchen Beitrag die hier vorgestellten, an der Kritischen Theorie jüngerer bzw. älterer Prägung orientierten Sichtweisen für eine Einschätzung aktueller Entwicklungen in den Geschlechterverhältnissen leisten können. Welche Aufgaben und Ansatzpunkte für feministische Kritik ergeben sich aus dem bislang Erörterten? Und welchen Schwierigkeiten sieht sich ein gesellschaftskritischer Feminismus heute ausgesetzt?

Die hier vorgestellten Beiträge stimmen darin überein, dass Feminismus heute in keiner Weise überflüssig oder per se zum Scheitern verurteilt ist. Vielmehr geht es allen um eine (Re-)Aktivierung des Feminismus als umfassend

gesellschaftskritisches Projekt. Unterschiedliche Einschätzungen finden sich jedoch dazu, inwiefern sich für diesen Zweck an Analysen und Praxen aus den Anfangsjahren der Neuen Frauenbewegung anknüpfen lässt. So empfiehlt Fraser eine Rückbesinnung auf den umfassenden Begriff von (Un-)Gerechtigkeit und Power möchte an die Vorstellung einer kollektiven, gesellschaftsverändernden Praxis anschließen. Demgegenüber kritisiert Trumann, dass weite Teile der Neuen Frauenbewegung von einem unzulänglichen Gesellschaftsbegriff ausgingen und die Vorstellung von individueller Selbstbestimmung nicht kritisch hinterfragten. Die von Nancy Fraser diagnostizierte neoliberale Umdeutung feministischer Forderungen muss daher aus der Sicht von Trumann am Kern des Problems, einem verkürzten Verständnis von Emanzipation, vorbeigehen. Fraser versteht diese Umdeutung nämlich weitgehend als ein den Analysen und Praxen der Neuen Frauenbewegung äußerliches Phänomen. So beschreibt Fraser zwar die Indienstnahme und selektive Integration einzelner Momente feministischer Kritik und weist darauf hin, dass eine solche durch die Entkoppelung von feministischer Sozial- und Kulturkritik erleichtert wurde. Inwiefern die Anlage feministischer Sozial- und Kulturkritik bereits in den Anfangsjahren der Neuen Frauenbewegung problematisch war, fragt Fraser jedoch nicht. Demgegenüber zeigt Trumanns subjektkritische Lesart feministischer Analysen und Praxen, dass die Momente, die eine Umdeutung möglich machten, der Kritik der Neuen Frauenbewegung von Beginn an innewohnten, insofern diese zwar den Subjekt-Status als ein Vorrecht von Männern kritisierte, kaum jedoch die „männliche Struktur“ des Subjekts als solche. Diesen Unterschieden korrespondieren wiederum unterschiedlich weitreichende feministische Utopien: Wo Fraser auf einen demokratischen, diesmal aber geschlechtergerecht gestalteten Wohlfahrtsstaat setzt, der die destruktiven Tendenzen von Märkten bändigen soll, verweist Trumanns Verständnis von Emanzipation auf die Aufhebung der männlichen Subjektstruktur und der bürgerlichen Gesellschaft.

Aus den dargestellten Beiträgen zeichnen sich verschiedene Aufgaben bzw. Ansatzpunkte für feministische Kritik heute ab. So ist es mit Sicherheit sinnvoll, wie Fraser und auch Power dies tun, auf Bedeutungsverschiebungen im Verständnis dessen, was Feminismus heißt, hinzuweisen und sich bestimmter „Umarmungsversuche“ zu erwehren. Um die eingangs erwähnten Beispiele wieder aufzugreifen: Zweifelsohne geht es bei dem Zitat von Laura Bush auch darum, den Krieg in Afghanistan zu rechtfertigen. Und das Verbot der Vollverschleierung befriedigt auch antimuslimische Ressentiments. Gleichstellungspolitische Maßnahmen wie das Elterngeld und die Frauenquote besitzen einen Klassencharakter, profitieren von beiden doch vor allem höher qualifizierte und besser verdienende Frauen (und Männer). Ein solches Benennen von Interessen und Motiven, das sich hinter einer „feministischen Fassade“ versteckt, gehört zum klassischen Arsenal der Ideologiekritik.

So wichtig und berechtigt diese ist, gerät darüber leicht in Vergessenheit, dass Ideologie bei Marx *notwendig* falsches Bewusstsein ist: Weniger die gezielte Irreführung durch interessierte Kreise, denn vielmehr eine als verkehrte zu kritisierende gesellschaftliche Praxis nötigt den Individuen ein solches Bewusstsein immer wieder auf. Deshalb ist dieses falsche Bewusstsein auch nicht so einfach durch (theoretische) Aufklärung zu durchbrechen, wie Nancy Fraser anzunehmen scheint. Damit nicht genug hat die frühe Kritische Theorie – und mit Blick auf die Neue Frauenbewegung Andrea Trumann – darauf hingewiesen, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht nur ins Bewusstsein, sondern auch in die psychische Struktur der Subjekte vermitteln. Während gesellschaftliche Herrschaft seit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft immer stärker depersonalisiert und versachlicht wird, lässt sich gleichzeitig eine immer weitreichendere Verinnerlichung äußerer Zwänge beobachten. Dabei bedarf die Internalisierung solcher Zwänge immer weniger der Drohung Dritter, sondern wird vielmehr unmittelbar durch die Einrichtung der Gesellschaft erzeugt. Das stellt kritische Theorie und Praxis vor Schwierigkeiten, die gerade Nancy Frasers Ansatz nicht hinreichend zu reflektieren scheint. Wenn im Folgenden von den Chancen, welche die aktuelle Krise für ein Revival der Gesellschaftskritik bieten mag, die Rede ist, sollten darüber die bisher skizzierten grundsätzlichen Schwierigkeiten nicht vergessen werden.

Was den Feminismus angeht, ist Nancy Fraser zuzustimmen, dass eine Chance der Krise darin liegt, dass die Bedeutung von Ökonomiekritik heute deutlich hervortritt (Fraser 2009: 116f./56f.). Die Wahrscheinlichkeit, dass auf die *Cultural* und *Linguistic Turns*, die den Feminismus der vergangenen Jahrzehnte prägten, ein *Social Re-Turn* folgen könnte, hat sich durch die Krise gewiss erhöht. Auch die von Fraser prognostizierten Auseinandersetzungen über die konkrete Gestalt der künftigen Gesellschaft lassen sich zumindest an manchen Orten und in manchen Ländern beobachten – selbst wenn feministische Positionen darin (noch) keine große Rolle zu spielen scheinen. Eine weitere Chance könnte darin bestehen, dass, wie Nina Power hofft, auf das Zerbrechen gewisser ökonomischer Sicherheiten auch eine Infragestellung anderer scheinbar natürlicher Verhaltensweisen folgt, wodurch Bewegung in Geschlechterverhältnisse käme (Power 2009: 69). Gleichzeitig lässt sich mit Andrea Trumann jedoch erkennen, dass unter dem vom Power beschriebenen Hedonismus und Konsum die alte Selbst-Disziplinierung des männlichen Subjekts steckt – wenn auch in modernisierter Form. Dass soziale Proteste hierzulande bisher weitgehend ausgeblieben sind, hängt gewiss damit zusammen, dass Deutschland zumindest kurzfristig als Gewinner aus der Krise hervorgegangen ist. Folgt man Andrea Trumann, stellt sich aber zugleich die Frage, ob ein weiterer Grund für die hiesige (Friedhofs-)Ruhe nicht darin zu sehen ist, dass die alten sado-masochistischen Charakterstrukturen in transformierter Gestalt fort existieren. Die Bereitschaft zum Gürtel-noch-enger-Schnallen und

das Ressentiment gegen diejenigen, die wie „die Griechen“ in der Vergangenheit „über ihre Verhältnisse“ gelebt haben, scheint weitgehend ungebrochen.

Gerade deswegen sollte feministische Kritik ihre Aufmerksamkeit auf Prozesse der Subjektkonstitution im Zusammenhang mit sich verändernden gesellschaftlichen Anforderungen richten. Wenn die von der Neuen Frauenbewegung mit in Gang gesetzte „weibliche“ Subjektbildung lediglich als eine nachholende Entwicklung oder Aufholjagd auf Seiten der Frauen gesehen wird, wird deren eigentliche Bedeutung verfehlt. Zu reflektieren gilt es, dass die dort eingeübten Mechanismen einer selbstbestimmten und lustvollen Selbst-Disziplinierung sich als mehr denn kompatibel mit den Anforderungen post-fordistischer Arbeitsverhältnisse erweisen. Wie die unter dem Stichwort „Feminisierung der Arbeit“ geführten Diskussionen zeigen, auf die auch Power Bezug nimmt, erweisen sich Frauen jedoch noch aus einem zweiten Grund als ideale post-fordistische Arbeitskräfte. So weist die Rede von der „Feminisierung der Arbeit“ darauf hin, dass gegenwärtige Arbeitsverhältnisse häufig Züge tragen, die in der Vergangenheit typisch für so genannte Frauenarbeit waren (Power 2009: 20). Insofern das traditionelle Frauenbild Frauen ein hohes Maß an Flexibilität, Kommunikations- und Anpassungsfähigkeit zuschrieb und die Entwicklung solcher Eigenschaften einforderte, kann laut der italienischen Journalistin und Aktivistin Cristina Morini davon gesprochen werden, dass Frauen gegenwärtig sogar eher als Männer die Eigenschaften mitbringen, die der heutige Arbeitsmarkt verlangt (Morini 2007: 43, 47). Vor diesem Hintergrund erscheint eine gleichstellungspolitische Maßnahme wie das Elterngeld mit seinen Vätermontaten in gewisser Weise als „Männerförderung“, deren Flexibilitäts- und Belastbarkeitsdefiziten begegnet wird und die so indirekt als Arbeitskräfte für feminisierte Arbeitsverhältnisse „qualifiziert“ werden.

So gesehen haben wir es mit zunehmend queeren Verhältnissen zu tun: Frauen erweisen sich – in der Tendenz – als die besseren „männlichen“ Subjekte. Der gegenwärtige Arbeitsmarkt feminisiert die Männer – wobei Feminisierung, darin doch wieder ganz traditionell, vor allem Prekarisierung und Deklassierung bedeutet. Die Polarisierungen von „männlich“ und „weiblich“ erfahren dabei nicht so sehr eine Auflösung als vielmehr eine Flexibilisierung.¹³ Gegen die bloße Flexibilisierung der Pole „maskulin“ und „feminin“ ließe sich an Herbert Marcuses Vorstellung eines

13 Damit soll nicht behauptet werden, dass Frauen heute tatsächlich die besseren Chancen auf dem Arbeitsmarkt besäßen. Wie das Beispiel der eingangs erwähnten Forderung nach einer Frauenquote für Spitzenpositionen in der deutschen Wirtschaft zeigt, ist die Realität selbst von klassischer Gleichstellung noch weit entfernt. In diesem Sinne behauptet die Rede von einer Flexibilisierung der Pole „männlich“ und „weiblich“ kein Verschwinden der Asymmetrie im Geschlechterverhältnis, sondern beschreibt die Anforderung an Frauen und Männer, sozusagen auf Abruf auch solche Eigenschaften bereit zu halten, die im bürgerlichen Verständnis traditionell dem jeweils anderen Geschlecht zugeschrieben wurden.

„versöhnten Geschlechterverhältnisses“ anknüpfen, in dem *individuelle* Differenzen keineswegs eliminiert, die alten Polarisierungen von „männlich“ und „weiblich“ aber insofern bedeutungslos geworden sind, als die damit jeweils verbundenen Potentiale ihre Realisierung in der Gesellschaft gefunden haben. Ein solches bedeutungslos-Werden der Pole „maskulin“ und „feminin“ würde zugleich eine Auflösung des hierarchischen Geschlechterverhältnisses beinhalten. Eine derart ausgearbeitete feministische Perspektive wiese dann nicht nur über den Neoliberalismus und die aktuelle Krise, sondern über die bürgerliche Gesellschaft hinaus.

Literatur

- Adorno, Theodor W.; Horkheimer, Max (2006): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt/M.
- Bergmann, Anna A. (1985): Von der „unbefleckten Empfängnis“ zur „Rationalisierung des Geschlechtslebens“. In Christine Kulke (Hg.): *Rationalität und sinnliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität*. Berlin, 164-186.
- Böckelmann, Frank (1987): *Die schlechte Aufhebung der autoritären Persönlichkeit*. Freiburg.
- Bovenschen, Silvia; Schuller, Marianne (1978): Weiblichkeitsbilder. Gesprächsteilnehmer: Herbert Marcuse, Silvia Bovenschen, Marianne Schuller. *Gespräche mit Herbert Marcuse*. Frankfurt/M., 65-87.
- Fraser, Nancy (1994): *Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht*. Frankfurt/M.
- (2009a): Feminism, Capitalism and the Cunning of History. *New Left Review* (56), 97-117.
- (2009b): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, (8), 43-57. http://altneu.han-solo.net/archfem/cmsmadesimple/uploads/pdf_dateien/Fraser List der Geschichte.pdf (Zugriff am 17.04.2011).
- Fromm, Erich (1987): Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil. In M. Horkheimer, E. Fromm, H. Marcuse et. al. (Hg.): *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*. Lüneburg, 77-135.
- Haug, Frigga (2009): Feministische Initiative zurückgewinnen – eine Diskussion mit Nancy Fraser. *Das Argument* (281), 393-408.
- Horkheimer, Max (1987): Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie. Allgemeiner Teil. In Max Horkheimer, Erich Fromm, Herbert Marcuse et al. (Hg.): *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*. Lüneburg, 3-76.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M.
- Marcuse, Herbert (1966): *One-Dimensional Man. Studies in the Ideology of Advanced Industrial Society*. Boston.
- Morini, Cristina (2007): The Feminization of Labour in Cognitive Capitalism. *Feminist Review* (87), 40-59.
- Power, Nina (2009): *One-Dimensional Woman*. Winchester, UK/Washington, USA.
- Soiland, Tove (2010): *Der Problematische Cultural Turn in den Gender Studies. Zu einer Kritik an der Kritik der Zweigeschlechtlichkeit. Vortragsmanuskript*. http://altneu.han-solo.net/archfem/cmsmadesimple/uploads/pdf_dateien/vortrag_tove_soiland.pdf (Zugriff am 20.10.2011).
- Trumann, Andrea (2002): *Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus*. Stuttgart.